

Gedichte

Autor(en): **Perron, Heinrich**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **8 (1904)**

PDF erstellt am: **26.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-574285>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Noch einen Augenblick hielten die Hände den Kopf des Mannes fest. Es war, als suchten sie mit einem letzten, verzweifelten Griff etwas Geliebtes zu bewahren, das sich entfernen wollte. . . . Dann sanken sie matt und kraftlos nieder. . . .

Vor Jean-Pauls Augen wurde es einen Augenblick dunkel. Er fühlte ein warmes Weinen seinen Blick verschleiern. . . . Aber, als es wieder klar wurde, sah er mit Schrecken, wie Schatten gleich Wolken über das Gesicht seiner Frau zogen. Ein fürchterlich schnarrender und mißtönender Laut entfloß ihrem Mund. In ihren Augen wurde es weiß, und sie erhob die geballten und krampfzitternden Hände mit einem lauten jammernden Ruf über ihren Kopf. . . .

Der Arzt eilte augenblicklich an das Bett.

„Sie müssen gehen! Sie müssen gehen! Es nützt nichts zu bleiben!“

Jean-Paul stürzte verzweifelt mit den Händen vor dem Gesicht hinaus.

Draußen im andern Zimmer warf er sich auf den Teppich. Er begrub den Kopf zwischen den Armen, und ein Schluchzen, so gewaltsam und wild, als wäre es das Toben eines Unwetters, das ausbrach, erschütterte seinen Körper. . . .

Lange lag er so, seine Hände blutig beißend, wie im Wahnsinn über die böien Mächte des Lebens jammernd. . . .

Aber draußen im Krankenzimmer, wo jetzt die Lampe erloschen war und das Morgenlicht langsam durch die graue Gardine hereinfloß, war der Krampf zu Ende.

Der Krampf hatte sein böies Wüten eingestellt und sich gesüchtet. . . .

Klein und weiß und voller Frieden lag Angelika Amalie auf ihrem Lager, die großen Augen für immer geschlossen.

Die kleine Tänzerin war hinübergeschwebt in die Stille, fort zu den hohen, weißen Wohnungen in der großen Stadt der Unendlichkeit, wo Heim und Platz für alle Seelen — die Armen und die Reichen ist.

VIII.

Die Tage, die nun folgten, legten sich wie ein grauer Nebel auf Jean-Pauls Seele — eine Schattenmauer, die er selber nicht durchbrechen konnte und die alle und alles hinausschloß. Er ging umher gleich einem Menschen, dessen Gehirn ein plötzlicher Schlag gelähmt hat.

Oder es konnte den Anschein haben, als suchte er fort und fort nach Erklärung des einen oder andern Unbegreiflichen.

Wenn jemand zu ihm sprach, so sah er mit einem geistesabwesenden Blick auf und konnte ein paar Worte erwidern, die klar verrieten, daß er gar nicht gehört hatte, was gesagt wurde.

Der jähe Umschlag, der plötzliche Sturz alles seelischen Friedens hatte im Fall gleichsam Teile seines Verstandes mit-

gerissen. Das Begriffsvermögen war gelähmt. Jean-Paul verstand und begriff nicht recht, daß das, was geschehen, auch wirklich geschehen war.

Zuweilen, in den einzelnen Augenblicken, wenn sein Gehirn nach der Betäubung wieder klarer wurde und er mit vollem Verständnis seinen Verlust betrachten konnte, — in solchen Momenten konnte er von einem seltsam spröden Schmerz ergriffen werden. Er konnte schluchzend sich selber als den einzigen wahren Schuldigen anklagen und sich mit Vorwürfen peinigten, daß er nicht beizeiten der Lebendigen das Leben hell gemacht hatte — — —

Dank dem Arzt war sogleich eine Amme für das kleine Kind bestellt worden. Der Knabe war nicht vollreif und bedurfte darum aller Sorgfalt und Pflege.

Jean-Paul hatte das Kind noch wenig gesehen.

Wie in einem Halbtraum war er in diesen Tagen umhergegangen und hatte all die hundert Formalitäten geordnet, die erforderlich waren, damit seine Frau im fremden Lande begraben werden konnte. Er hatte Briefe abgefaßt, Briefe, die zu schreiben ihn Qual und Verzweiflung gekostet — an ihre Verwandten in der Ferne. Da war der alte, seine schwachköpfige Vater und dann die arme, brave Mutter, die ihr Kind nicht mehr wiedersehen sollten. . . .

Am schwersten war es ihm geworden, sein Verhältnis zu dem Variététheater zu ordnen.

Jean-Paul konnte nicht mehr auftreten — unmöglich. . . .

Hunderte von Menschen haben gekauft mit dem Tod in der Brust, haben Grimassen geschnitten und lustige Lieder gesungen, während das Herz weinte. Aber diese Menschen gleichen dem Positiv, das mechanisch die Melodie der eingesezten Walze singt. Sie können die Rolle auswendig, und die Zunge plappert die einmal gelernten Worte, während Seele und Gedanken vielleicht ihre eigenen irren Wege gehen.

Jean-Pauls Kunst war diejenige der Improvisation.

Seine Einfälle waren von Stimmung und Zufall abhängig — der Rolle seiner Inspiration.

Wie hätte da ein Mann mit wundem Herzen und müdem Kopf Gedanken, Fröhlichkeit und Gelächter zu schaffen bestimmt, erzeugen können?

Selbst für das breitetste Publikum konnte der Tod nie zum Clown werden.

Aber der Direktor des Variététheaters, dem Jean-Pauls Auftreten einen bedeutenden Gewinn zugeführt haben würde, berief sich auf seinen Kontrakt. Und die Entschädigung, die der Artist insolge dessen dem Theater hätte bezahlen müssen, betrug eine so bedeutende Summe, daß Jean-Paul, so, wie die Verhältnisse nun beschaffen waren, sie gar nicht hätte bezahlen können.

Denn so würde die Kasse leer geworden sein.

(Fortsetzung folgt).

Gedichte von † Heinrich Perron.

Dissonanz.

Du lachst, Natur, so friedlich träumt die Au,
Es zirpt der Käfer, froh der Vogel singt,
Von Blum' zu Blume sich ein Falter schwingt,
Auf jedem Halm blüht hell der Perlentau —

Was sagst du, daß in dieses Friedens Bild
Sich wilder Kampf verbirgt, der Kampf ums Leben,
Daß Freude nur durch Andrer Leid gegeben,
Der Jubel tönt mir ob erlegtem Wild?

Deck' zu, du milder Glanz, die graue Nacht,
Daß ich's nicht seh', das häßlich wild Gesicht!
Gestüht mich nach solcher Wahrheit nicht!
O, laß mir doch den Wahn der Wunderpracht!

Abendstimmung.

Ruhe süß!
Ruft das Glöcklein durchs Gelände.
Sonne schwand, am Himmel steht
Hoch der Abendstern.

Ruhe süß!
Rauscht durch Blätter ohne Ende.
Und ein Lied, vom Wind verweht,
Klingt aus duff'ger fern.

Ruhe süß!
Mutter faltet fromm die Hände
Ihren Kleinen; still Gebet
Steiget auf zum Herrn.

Ruhe süß!
Dir, o liebe Mutter, sende
Ich den Gruß; du wachst noch spät,
Flehst für mich zum Herrn.